



Hanns Martin Elster

ERNST WIECHERT

Sein Leben und Schaffen

Wenn man sich in einer Stunde, da noch die tiefe Trauer um den allzufrühen Tod Ernst Wiecherts unser Herz umschattet, anschickt, von seinem Leben und Schaffen zu sprechen, dann fällt eine große, beglückende Gewißheit über uns: dieses Dichters Leben und Werk war in einer Zeit, in seiner Zeit zwischen 1887, seinem Geburtsjahr, und 1950, seinem Todesjahr, in der die deutsche Seele, die deutsche Innerlichkeit, das wahre deutsche Wesen, das seit Jahrhunderten ein Wunder im Reiche des Lebens und der Menschheit gewesen war, von den politischen und materiellen Mächten vollkommen verschüttet zu werden, vollkommen vernichtet zu werden drohte, das bleibende Zeugnis dafür, daß Gottes Stimme in Deutschland nicht erstorben war, daß das ewige deutsche Wesen schöpferisch fortlebte, daß der deutsche Mensch lebendig war, wie nur je in allen Zeiten. Noch immer ist es so gewesen, daß nicht das, was die Masse der Menschen in unserm Volke, wie in allen Völkern, als das "Leben" pries, als "ihr" Wesen zeigte, das wahre Leben des einzelnen Volkes, sein wahres Wesen war. Noch immer ist es so gewesen, daß nicht die Politik oder auch was wir die Geschichte zu nennen pflegen, daß das materielle Dasein oder die wirtschaftlichen Entwicklungen und Zustände die gültige Offenbarung der ewigen und wirklichen Wesenheit eines Volkes darstellen. Sondern es sind immer die großen Geister, die großen Dichter und Künstler, die im Geistigen und Seelischen schöpferischen Menschen gewesen, die allein die gültige Kunde von dem wahren Leben und Wesen eines Volkes, der Menschheit, ablegten. Die einzelnen Zeitabschnitte, die einzelnen Gegenwart verliert sich im Rausch und Lärm ihres Alltags, ihrer Gegenwartigkeit stets und allzusehr an die Meinung, den Aberglauben, daß die in jeder Epoche gerade herrschenden, bevorzugten Menschen, die gerade für die einzelnen Daseinsparten "berühmt" sind, der Ausdruck des Wesens einer Nation oder der Menschheit wären. Aber kaum ist ein Zeitabschnitt, eine Epoche vergangen, dann reguliert sich der Irrtum der allzugroßen, sich selbst überschätzenden Gegenwartigkeit - sehr rasch, und unter dem Scheine der Ewigkeit stellt sich schnell heraus, daß niemals die Ruhmträger des lebendigen Tages, oder zum mindesten nur sehr, sehr selten, die Offenbarer und Träger des ewigen Wesens der Völker und der Menschheit sind. Sondern allein die, die während ihres Erdenweges und in ihrem Werk von Jugend an und immer nur wieder Diener des Ewigen, Gottes, waren: "Was bleibt, stiften die Dichter", hat darum schon Hölderlin gesagt. Das

ewig bleibende Wesen eines Volkes künden die Dichter in allem Zeitenwandel, wenn sie nur Dichter sind. Die Dichter wurzeln allein in dem ewigen Urgründe des menschlichen Seins, in der Urverbundenheit mit Gott, jeweils in der besonderen Verfassung ihrer volklichen Bindung, die auch von Gott gegeben ist. Sie sind allein die wahre Stimme der Seele eines Volkes und der Menschheit, wie sonst nur der zutiefst religiöse Mensch. Sie sind allein die Offenbarer und die Bewahrer des Bleibenden im Chaos der Zeiten und im Vorübergleiten der Jahrhunderte. Sie sind allein die Träger und Kündler der Ewigkeiten, von der Bibel und den Weden angefangen, bis hin zu den wenigen, die in unserm Zeitalter nur ihrem Gott in ihrer Brust gehorchen und niemand sonst. Bis hin zu Ernst Wiechert.

Wir Deutschen haben das unendliche Glück gehabt, daß die ewige deutsche Wesenheit immer von unsern Dichtern verkündet wurde. Von Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, von Walther von der Vogelweide und Angelus Silesius an bis hin zu Lessing und Herder, Goethe und Jean Paul, Eichendorff und Mörike, Stifter, Gottfried Keller und Wilhelm Raabe. Bis hin zu Gerhart Hauptmann und Hofmannsthal, zu Rainer Maria Rilke und Hermann Hesse. Bis hin zu Ernst Wiechert ... Zugleich war es aber auch immer die Schuld der Deutschen, daß sie auf die Stimme ihrer Dichter in ihrem realen Leben niemals hören wollten, daß sie vermeinten, das wirkliche Leben vollziehe sich außerhalb des Raums und der Kräfte der Dichtung, daß sie niemals einsehen wollten, niemals fühlten, erlebten und zugaben, daß allein die Dichter das wahre Leben offenbaren und daß nur die Dichter, außer den reinen religiösen Menschen wie Augustinus, Meister Eckhart oder Luther, außer den großen Philosophen wie Plato oder Kant, wie Spinoza oder Pascal, die wahren Erzieher und Bildner der Menschen sind, daß sie allein die wahre Lebensführung schenken und lehren. Die Deutschen verloren sich nun im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts bis in die jüngste Vergangenheit, ja bis in unsere Gegenwart hinein, immer mehr an den Irrglauben, daß allein die realen Mächte, wie sie sich in Politik und Wirtschaft, in Staat und Macht konzentrieren, "das Leben" zu bestimmen, zu gestalten und zu führen hätten und gaben es schließlich ganz auf, noch auf die Stimme ihrer Dichter zu hören, ebensowenig wie auf die Stimmen ihrer Philosophen und religiösen Menschen. Sie vertrauten sich dem Dämon der Materie an und verloren damit den wahren Grund unter den

Füßen. Verloren sich damit selbst. Stießen sich damit in den Abgrund der letzten Unwahrhaftigkeit und der zum mindesten äußeren Selbstvernichtung ...

Ernst Wiecherts Leben und Schaffen vollzogen sich gerade in der Epoche, wo die Schuld der Deutschen zur letzten Katastrophe trieb. Wo die Diskrepanz zwischen dem wahren und immer unsterblichen Wesen der deutschen Seele, die nie sterben kann, weil sie von Gott ist, wie die Seele aller Völker und Menschen überhaupt - denn die Seele ist Gottes Atem in uns, und was von Gott kommt, ist unsterblich -, und dem realen Verhalten der deutschen Menschen in der Zeit so groß, so entsetzlich wurde, daß entweder eine Umkehr an Haupt und Gliedern nur noch Rettung bringen konnte, oder der Untergang der realen Welt und durch ihn das Aufwachen zum wahren Leben unvermeidlich war. Zur Umkehr war der Deutsche, zu dessen Natur es auch gehört, daß er maßlos jeden Weg bis zum äußersten Abschluß geht, nicht fähig. So endete er in der Katastrophe, die wir erlebt haben und noch erleben. Ernst Wiechert aber als Dichter lebte von Jugend an einmal in dem wahren Leben des Menschentums, in dem wahren Leben der deutschen Wesenheit, wie sie von Ewigkeit zu Ewigkeit besteht, und lebte zum ändern, sobald er mit der Realität des Alltags in Berührung kam, in dem vollen Wissen und Ahnen, Bewußtsein und Unterbewußtsein, daß die Katastrophe naht und unbedingt hereinbricht, wenn keine Umkehr erfolgt. Diese seine ihm aus der Gnade der ewigen Kräfte auferlegte Stellung über den Zeiten und in den Zeiten zugleich, über der Alltagsrealität und in der Ewigkeit, bestimmte und führte von Jugend an seinen Erdenweg und sein Werk, formte seine Persönlichkeit und erhob ihn zu seiner höchsten Vollendung, machte ihn zu dem Mahner und Erzieher, der jeder echte Dichter für sein Volk und die Menschheit ist. Erfüllte sein nun so früh beschlossenes Leben mit ungeheurer Tragik, wenn man es nur äußerlich ansieht, und mit der herrlichsten Beglückung, die einem Menschen beschieden sein kann, mit der vollen Selbsthingabe an die Liebe Gottes ...

Einsam begann dies Leben und einsam hat es sich vollzogen, wenn sein Werk auch zeitweise groß in den Raum der Zeit hinaustrat und hinauswirkte, wenn der Dichter selbst auch als irdische Persönlichkeit sich zeitweilig mit letzter Selbstaufopferung auf den Markt des Daseins und mitten

in den Kampf mit der Kanaille stellte, die nach Wilhelm Raabes Wort Herr der Welt ist und bleibt. Einsam muß dies Leben und Werk auch nach ewigem Gesetz fortwirken, denn es kann sich nur in der Stille jeder einzelnen Seele, jedes einzelnen Menschen, wenn er ganz einsam ist, vollziehen und kann nur aus dieser Einsamkeit heraus dann auf das reale Dasein einzuwirken versuchen. Die mächtige Einsamkeit der ostpreußischen Wälder, die Ernst Wiechert gebar, offenbart sofort den seltsamen und erschütternd großen Zusammenhang dieses Seelen- und Dichterlebens und -schaffens mit der ewigen Einsamkeit, in der Gott thront. Oder anders ausgedrückt, jene unzerstörbare Einheit von Innenwelt und Umwelt, aus der allein der wahre Mensch geboren werden kann und in der allein der Mensch menschlich zu leben vermag.

Ernst Wiechert erfuhr in seiner Kindheit - am 18. Mai 1887 in dem Forsthaus Kleinort in der Johannisburger Heide im Kreise Sensburg der Provinz Ostpreußen als zweiter Sohn des Königlichen Försters Emil Martin Wiechert (gestorben 1937) und seiner Frau Henriette, geb. Andreae (gestorben 1912), geboren - den ewigen Einklang von Mensch und Natur im ursprünglichsten Umfang und Sinne. Dies Urerlebnis formte und bestimmte nicht nur seine Kindheit und Jugend, sondern sein ganzes Leben und Weltbild, sein Schaffen und Sein, wie sein erster und bisher bester Biograph Hans Ebeling in seinem erstmals 1937, nun wieder 1947 erschienenen Buche über den Dichter klar feststellt. Das geheimnisvoll-urwüchsige See-Delta zwischen Bischofsburg und Nikolaiken, wie man es genannt hat, kaum hundert Kilometer von der deutsch-polnischen Grenze, hat mit Volk und Landschaft der Seele des Knaben früh die zauberhafte, magische und geistige Richtung gewiesen, die für sein ganzes Leben und Schaffen bestimmend wurde. "Weil ich in der Stille anfang", bekannte Wiechert später in seinem ersten autobiographischen Buche "Wälder und Menschen", "konnte ich dem Lauten nie ganz verfallen. Weil ich als Kind der Wälder schweigen und wachsen sah, konnte ich immer ein stilles Lächeln für das aufgeregte Treiben haben, mit dem die Menschen ihre vergänglichen Häuser bauen. Es war, als trüge ich andere Gesetze und Maßstäbe in mir, größere und strengere. Ich konnte nie ganz aus dem Kreise der Natur herausfallen. „Der große Grenzwald speiste und tränkte mich, erwuchs in mein Blut, wie eine Mutter in das Blut ihres Kindes wächst. Sein Gutes ist mein Gutes, sein

Böses ist mein Böses, seine Wildheit meine Wildheit, seine Trauer meine Trauer, und ich bin ihm verfallen für Leben und Sterben." Barfuß begann er sein Leben zwischen den Eltern, dem stillen Vater, der ihm das Leben des Waldes und der Tiere, der Pflanzen und Bäume durch seinen Beruf beim Jagen und Fischen, beim Fallenstellen und Hegen erschloß, der schwermütigen Mutter, die in der Welt der Bibel aufging und ihm die unlösliche Bindung an das Buch der Bücher lehrte und ihn für immer in die religiöse Welt der ewigen Gottergebung einführte, die ihm zur Richtschnur für alles geistige und seelische Sein wurde, zwischen den Brüdern und dem Hausgesinde, den Hauslehrergestalten - denn der erste Unterricht wurde im Hause erteilt, damit die Knaben nicht allzufrüh in die Fremde mußten -, den wenigen Bekannten und Verwandten, die zum Besuche kamen, und vor allem der Tante Veronika, die ihn tief in die Reiche der Seele und Phantasie schauen ließ und schon ahnungsvoll den Dichter in ihm weckte. Und vor allem zwischen den Tieren, den Haustieren, denen er früher Hirte sein mußte, den Geschöpfen des Waldes, den Rehen und Hirschen, die ihren Schrei über die brausenden Wälder erhoben, dem Fischadler, dessen Ruf seine Brust sich sehnsuchtsvoll heben ließ, dem halbflüggen Kranich, der an seinem Herzen schlief, und all den Lebewesen, die ihre ewige Einheit von Jahr zu Jahr offenbarten. Hier empfing der Knabe die Musik der Erde in seinem Innern, hier lebte er im ewigen Frieden der Natur, hier war er im Paradies.

Es war ein furchtbares Erwachen, als der Elfjährige zu Ostern 1898 zusammen mit seinem Bruder von dem Vater nach Königsberg auf die Oberrealschule in eine Pension gebracht wurde. Denn nun versank die Stille der Wälder, und der Lärm des großstädtischen Daseins drang auf ihn ein: erbarungslos mit der ganzen Enge und Häßlichkeit der überfüllten Straßen, mit dem Hasten und Jagen des nur der Materie dienenden Alltags, mit der Vorherrschaft der Triebe und Leidenschaften, der kalten Begriffe und Abstraktionen, des Zwangs und der Heimatlosigkeit in Pension und Schule, in Heuchelei und Lehrsystem. Zum ersten Male sinkt das Leid über ihn, in ihn hinein, das Heimweh nach dem Kindheitsparadies, nach der Waldheimat, nach der mütterlichen Liebe, nach der Freiheit und Wahrheit, nach der Hingabe an die ewige Natur. Er erkennt schnell, daß die Welt an einem zerstörenden Gegensatz krank ist: hier Natur und dort die Zivilisation! Und der

heranreifende Jüngling, den die aufquellenden Triebe und Sinne des Körpers quälen, weiß schon früh um die Verlogenheit dieser zivilisatorischen Welt, die sich mit ihrem nackten Materialismus und Rationalismus hinter einem falschen Schild, das sie "Kultur" nennt, versteckt, und fühlt bereits, daß diese Kulturzeit wirklich ein fin de siècle ist, übersättigt und überreif, daß sie der Wahrheit und Freiheit, der Natur und Gesundheit entbehrt, daß sie am Absterben ist und ihrem Untergang entgegenieht. Er lebt nun auf der Schule ganz in dem unversöhnlichen Gegensatz des natürlichen und zivilisatorischen Seins, im Gegensatz von Gut und Böse, von Schön und Häßlich, von Teuflich und Göttlich. "Die alte, versunkene Welt des Waldes, des panischen Einsseins mit aller Schöpfung Gottes aber erhält jetzt die hintergründige Beschattung, die verzehrende, sehnsüchtige Liebe des verlorenen und nie wieder zu erlangenden Paradieses und die leidenschaftliche Steigerung des Sentimentalischen", sagt Hans Ebeling mit Recht. Die inneren Entwicklungen und Erlebnisse graben sich tief in seine Seele ein und werden zu den Grundlagen und Inhalten seiner späteren Werke. Es ist nur zu selbstverständlich, daß dieses innere Leben sich auf die verschiedenste Weise bei dem Jungen und Jüngling äußerte: nach dem Empfinden völliger Verlorenheit und Entwurzelung in Trotzreaktionen, Zusammenstoßen, Heimwehbrüchen, Ausreißerplänen, die sich beim Bruder zu einem wirklichen Fluchtversuch nach Südafrika in den Burenkrieg verdichten, zum immerwährenden Wechsel zwischen Resignation und Empörung, zwischen Harmoniestreben und Traumzufluchten, zwischen Hingabe an Schülerbanden und -strieche und völligem Abwandern in die Reiche der Phantasie. "Tote Jahre" sind es, unter unfähigen und rohen Lehrern und Mitschülern. Sie finden erst ihr positives Ende, als er auf der Oberstufe der Schule neue Lehrer erhält, vor allem einen neuen Direktor und Deutschlehrer, die ihn verstehen und helfen. Jetzt wird er fähig, auch die positiven Seiten der Kultur zu sehen und zu erleben. Die Musik, das Theater, die bildende Kunst, das Reich der Dichter. Lesewut überfällt ihn: Gottfried Keller und Rousseau, Dostojewski und Zola, Strindberg, Dickens und Wilhelm Raabe treten ihm nahe. Vor allem aber als wahre Speise für seine hungrige Seele die Lyriker: Lenau und Heine, die Russen und Skandinavier, unter ihnen besonders der Däne Jens Peter Jacobsen, dessen Novellen wie "Mogens" und Romane wie "Marie Grubbe" und "Niels Lyhne" neben Wilhelm Raabe von entscheidendem Einfluß auf seine innere Welt und sein werdendes künstlerisches

Schaffen wurden. Jacobsen hat ihn wohl auch in die naturwissenschaftliche Welt des Darwinismus und des endenden materialistisch-rationalistischen Denkens eingeführt, in dessen Zusammenhang er zu Haeckel und Strauß vorstieß und in Schopenhauer und Nietzsche seine ersten Philosophen fand.

Als Ernst Wiechert Ostern 1905 seine Reifeprüfung unter Befreiung von der mündlichen Prüfung bestand, kannte er sich bereits als einen Berufenen, denn er hatte in sich die Fähigkeiten entdeckt, "zu sagen, wie ich leide". In der Opposition und Verneinung, Leugnung und Verachtung, in der er während der letzten Schulzeit gelebt hatte und die ihn zu einem Revolutionär mit finster gefalteter Stirn gemacht hatte, der seine Revolution damit begann, "daß ich alles absetzte, was überhaupt abzusetzen war: den lieben Gott, Christus, die Kirche, den Kaiser, den Staat, die Eltern, die Lehrer, die Frauen". In dieser sehr einfachen Zweiteilung der Welt zwischen sich und den anderen, die nur "Idioten" waren, war er zu einem Sonderling geworden, der nur mit bittersten Empfindungen auf die Universität Königsberg zog, nachdem sein Vater seinen Wunsch, Förster wie er werden zu können, mit Leidenschaft abgelehnt hatte. Er wußte, daß seine Eltern ihm das Studium nur unter großen Entbehrungen ermöglichen konnten und von ihm Wunder an Erfolgen und Fleiß erwarteten. Er wußte, daß sein Studium ihn nur wieder in den Kreis der Schule, die er doch nicht hatte lieben lernen, zurückführen konnte. Und ihm fehlte jeder Berater für das Studium, so daß er, nachdem er eine "Bude", die "gute Stube" kleiner Leute, eines stillen, schweren Schuhmachers, mit rotem Plüschsofa, zwei Sesseln, einem Schreibtisch, einem Bett und schrecklichem Öldruck an der Wand, gemietet hatte, "in der ersten Zeit von seiner Neugier von Hörsaal zu Hörsaal, von Fremdheit zu Fremdheit" getrieben wurde, bis er sich eingestehen mußte, "daß alles doch nun so ganz anders war, als ich es in meiner kindlichen Welt mir vorgestellt hatte". "Die schreckliche Beziehungslosigkeit der Wissenschaft, insbesondere der philologischen, zum Herzschlag des Menschen hat sich mir damals auf eine unverlierbare Weise eingepägt", bekannte Wiechert noch nach 44 Jahren in seinem zweiten autobiographischen Buche "Jahre und Zeiten" über diese seine Anfänge an der Albertus-Universität. Zum Studium des Forstfaches fehlte das Geld. Dies allein hätte ihn in seiner Welt erhalten. Das Studium der Philologie war

nicht aus freiem Willen gewählt worden, sondern aus dem Zwang zu einem "Brotstudium". Auch Arzt wäre er gerne geworden, aber auch dafür fehlte das Geld. "So hielt ich mich an die Naturwissenschaften, weil ich meinte, ich könnte dabei doch einen Hauch der Welt bewahren, die ich hatte verlassen müssen. Und daß ich Germanistik dazu nahm, war ja für einen kommenden großen Dichter selbstverständlich." Botanik, Zoologie, Chemie, Mineralogie, Philosophie und alles, was sonst noch außer diesem Stundenplan an germanistischen Vorlesungen zu erreichen war, wurden belegt. "Um diesen Stamm der Wissenschaft rankten sich ein paar seltsame Gewächse: Gerichtsmedizin, Theologisches und Juristisches, was ich so nebenbei ergreifen konnte, und als ich am Abend meinen Stundenplan betrachtete, schien mir der Schüler im ‚Faust‘ ein Waisenkind gegen mich, und ich konnte bei einiger Phantasie und Urteilslosigkeit mich auf dem geraden Wege wähnen, ‚zu werden wie Gott und zu wissen, was gut und böse sei.‘" Solch wirklich universeller Idealismus mußte scheitern, wenn auch die Universitäten damals noch nicht in solchem Umfang wie heute zu Spezialschulen und Fachunterrichtsanstalten mit ewigen Prüfungen ausgeartet waren und dem jungen Studenten die volle Freiheit ließen, sich innerlich und geistig zu entwickeln und auszubilden, wie sein geistiger Drang und sein Gewissen ihm vorschrieben. Das Studium konzentrierte auch bei Wiechert im Laufe der Jahre sich immer fester auf Philosophie, Naturwissenschaften, Deutsch, Englisch und Erdkunde und wurde ihm schließlich doch wieder zu einem Lernbetrieb wie auf der Schule, wenn auch auf der höheren Ebene der Wissenschaften. Ein schaler Rest bleibt die tiefste Sehnsucht der Seele, des "triebhaft drängenden Genies", fand auch hier keine Erfüllung, denn niemals kann die Seele ja vom Wissen befriedigt werden, sucht sie doch immer die Einheit mit Gott. Wo ihm eine tief menschliche Stimme in den Kollegs begegnete, wie beim alten Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte Baumgart, bei dem er Vorlesungen über Goethe und Schiller usw. hörte und der wirklich ein Sohn des wahren Humanismus, ja, was mehr ist, der wahren humanitas war, da atmete er auf. In ihm fand er auch einen "immer gütigen Helfer", "der mir Freitische und Stipendien verschaffte und einer der nicht zu vielen war, die von mir viel erwarteten und meine immer unsichere Kraft durch ein schönes Vertrauen stärkten und belebten". Die Dichtung allein war es, die sein eigentliches inneres Anliegen war und ihm mehr oder weniger bewußt den Tag bestimmte. Ein-

sam lebte er dahin, verwundert um sich schauend, wenn er den zahlreichen russischen Studenten beiderlei Geschlechts begegnete, die damals meist Medizin und Chemie studierten, und in ihnen Abbilder der Gestalten der russischen Literatur sah, die er mit allen greifbaren Bänden las. Er war sich bald klar darüber, daß die Wissenschaft nicht das bot, was er "das Ganze" nannte, eben jene Offenbarung des wahren Lebens, das zuletzt nur der Dichter zu schenken vermag. Wenn er nach den Vorlesungen seine Kolleghefte vornahm und versuchte, sich Rechenschaft zu geben über sein Tagewerk, dann mußte er sich eingestehen: "Eine kümmerliche Rechenschaft und ein kümmerliches Tagewerk. Nichts, was in der Hand zu halten war und sie warm und ganz erfüllte. Kein Korn, keine Pflanze, keine duftende Erde. Zeichnungen und Namen, Begriffe und Ideen, Zahlen und Abstraktionen. Eine fremde, leblose Welt, und ich saß grübelnd davor, mutlos und verlassen, und sah mich an einem meiner Hirtenfeuer liegen, Pilze oder Kartoffeln in der Asche bratend, und den blauen Zug der Kraniche über mir in dem hohen, vertrauten Himmel. Und ich wußte nicht, ob ich auf dem richtigen Wege sei." Und er las dann die halbe Nacht, Dichtung, Philosophie, Lebensbeschreibungen, und "manchmal schrieb ich einen Vers auf oder eine Melodie, und immer vor dem Einschlafen dachte ich, daß sie nun in der Heimat glaubten, ich sei wieder ein Stück näher an die goldene Stadt des Ruhmes gekommen". Alle Versuche, ihn aus seiner Einsamkeit und Stille herauszuführen, die von Kommilitonen gemacht wurden, schlugen fehl. Er gehörte zu den stillen Leuten aus dem Walde Wilhelm Raabes. Ihm war nur wohl, wenn er im Reiche der Dichtung oder Pans, in seinem Walde war, denn Pan war wohl sein Leben lang "der liebste und wahrste aller Götter gewesen". Die Ferien allein schenkten ihm in jenen Jahren den vollen Einklang seiner Natur mit der Welt, wenn er daheim durch die Wälder und Seen streifte und dem nachsann, was in seiner Seele im Werden war. Dann lief er seinen Dichterträumen nach, die mit "Schilf- und Vagabundenliedern" im Stile Heines und Lenaus, mit Novellen im Stile Jacobsens und ersten Roman versuchen schon auf der Schule begonnen hatten und nun zu dem Anfang eines ersten großen Romans, dem "Buchenhügel", den er dem damals seit Jahren so erfolgreichen "Jörn Uhl" Gustav Frenssens entgegenzusetzen wollte, führten, ohne daß freilich ein fertiges Werk zustande kam.

Aus diesem In sich versponnenein, wie es so manchen deutschen Studenten mit eigenem Innenleben und eigenen schöpferischen Kräften zu befallen pflegt, und aus ersten romantischen Liebesträumen wurde Wiechert herausgehoben, als er 1906 durch seinen ehemaligen Schuldirektor an den baltischen Baron Grotthuss empfohlen und Hauslehrer auf dessen großem ostpreußischen Gut bei Metgethen am Haff wurde. Das "Schloß", ein einfaches, großes Gutshaus, eröffnete ihm eine neue Welt, für die er sich mit den Romanen des kurländischen Grafen Eduard von Keyserling vorbereitet hatte. Schon in der ersten Stunde, nachdem die Baronin, "schwarz gekleidet, mit einem gütigen, schönen, etwas traurigen Gesicht", ihn empfangen hatte, verging ihm "für alle Zeit, was man den ‚reichsdeutschen Dünkel‘ nennen konnte". Er erkannte, daß er in einem christlichen Hause war, "so selbstverständlich und ohne Zweifel in das Christentum eingeschlossen wie eine Frucht in ihrer Schale. Daß es ein Haus von höchster Kultur war, nicht nur der Formen, sondern auch der Haltung nach, des Stils und dessen, was wir die Bildung des Geistes nennen. Ein adliges Haus, und der Adel beschränkte sich nicht auf die siebenzackige Krone, die der Kutscher auf seinen Knöpfen trug. Und daß es schließlich ein Haus der Güte war, unsichtbar gelenkt von den zarten Händen der Baronin und von einem Herzen, wie ich wenige auf dieser Welt angetroffen habe." "Wesen und Adel der Kultur" traten ihm hier nahe. Das Schicksal hatte ihn "hierhingewiesen, damit ich erkennen sollte, wessen der Mensch fähig und bedürftig war. Nicht der Kenntnisse allein, nicht einmal der Erkenntnisse, nicht der Karriere und des Glanzes, der fertigen Meinungen und Urteile. Sondern des Menschlichen eben, der Ausgewogenheit zwischen Wissen und Ahnen, des Rechttuns und Helfens und Heilens. Des ‚Ganzen‘ eben, oder doch einer Ahnung davon. Dessen, in dem meine einfachen Eltern mir so überlegen waren, auch ohne hohe Schulen, wonach ich so leidenschaftlich und so vergeblich zurückgestrebt hatte, nachdem die große, unbewußte Einheit in mir zerstört worden war durch das Wissen". Jetzt begriff er, "daß in einem Unterricht Takt mehr sein konnte als Wissen, daß Schweigen mehr war als Reden, und daß es ebenso wichtig war, junge Herzen zu führen, als junge Geister. Daß der Lehrende mehr lernt als der Lernende und daß die Pädagogik nicht eine Wissenschaft ist wie bei dem alten Professor, bei dem die Studenten scharren, wenn er seine ‚Formalstufen‘ dozierte, sondern eine hohe Kunst und vielleicht die höchste von allen Künsten, weil sie um Men-

schenherzen geht". Ehe ein Vierteljahr vergangen war, hatte der junge Hauslehrer sich eingelebt und nahm an dem Gutsleben und dem Gutshausleben in jedem Umfang vollen menschlichen und praktischen Anteil. "Es waren schöne, von Erinnerung beglänzte Tage", wie er später schrieb, "ohne Mißklang, ohne Bitterkeit und unter einer farbigen Oberfläche von stillem Ernst erfüllt, von Fleiß, von Streben, von Plänen, und getragen von einer nachsichtigen Güte edler Menschen, die sich Mühe gaben um mich, wie ich es ihnen am Anfang versprochen hatte". Viele Menschen und Schicksale traten ihm hier nahe und haben später in seinen Büchern bis hin zum letzten, der "Missa sine nomine", ihre unvergängliche Spur gezogen. "Ein hohes Tor zur Welt" tat sich ihm auf. Vor allem aber, mit "Tröstung und Zuspruch und dem scheuen, beglückenden Blick in die Tiefe eines Menschenherzen", wenn seine Schwermut ihn überfiel, durch Frau von Grotthuss das Erlebnis der "Ehrfurcht vor der Frau als der im rein Menschlichen reinsten Erscheinung dieser Erde, wenn sie ihrer Bestimmung nahe gekommen ist. Die Beugung vor der schlafwandlerischen Sicherheit, mit der sie zwischen den Polen des Lebens ihren Weg geht. Die schenkende Gebärde, die nichts mehr haben will, die nicht ‚nach dem Ihren‘ fragt, das wahrhaft Erlösende, soweit es menschlicher Kraft zugedacht und zugemessen worden ist. Die Krone, die wir selbst niemals erreichen." Hier ruhen die Wurzeln für seine Verehrung des mütterlichen Prinzips, hier lernte er die Gabe, die Goethe für die segensvollste hielt: zur stillen und demütigen Verehrung. Im Spätherbst wurde das Gut verkauft und ein Gut bei Memel erworben. Der Winter wurde im "Palais Tiszkiewiz" in Memel verbracht, und das Meer wurde dem jungen Dichter, der das fast vollendete Manuskript seines ersten Romans im Koffer mitgebracht hatte, zum Erlebnis. Bald freilich mußte er erkennen, daß sein Manuskript schon abgetan und überwunden war, noch ehe er es vollendet hatte: "Wie so oft war das Leben schneller gegangen als die Kunst." In ihm war unter dem Einfluß der tiefen Gläubigkeit, die das ganze Haus erfüllte, ein Wandel auch im Religiösen vorgegangen. Der Baron hatte eine etwa zwanzigjährige schöne, blühende Tochter kurz vor der ersten Revolution von 1905 in Kurland durch Sturz vom Pferde verloren. "Dieser Tod hatte ihn mit einer schrecklichen Schärfe getroffen. Aber als der letzte Atemzug des Kindes erloschen war, hatte er sich von der Seite des Lagers erhoben, war in sein Zimmer gegangen, hatte sich zu Tode erschöpft auf sein Ruhesofa gelegt, die Hände gefaltet und still

vor sich hingeprochen: „Großer Gott, wir loben dich ...“ Diese reine Gläubigkeit ergriff Ernst Wiechert so, daß er von dieser Zeit an immer ein religiöser Mensch geblieben ist, der zwar noch durch viele Kämpfe und durch viel Suchen mit Bibelkritik, vergleichender Religionsgeschichte, Völkerkunde hindurchging, aber immer daran festhielt, daß "die Lehre des Buddha ihm ebensoviel war wie des Mohammed oder Mose oder Christi. Ebensoviel an Recht, an Wahrheit, an Offenbarung." Und er schließlich den Weg zum reinen Christsein fand, wie sein letztes Werk: "Missa sine nomine" in der Vorahnung des ewigen Abschieds von dieser Erde enthüllen sollte.

Jetzt kam freilich eine andere Abschiedsstunde. Ein Unfall seines Vaters rief ihn nach Königsberg. Er sollte nicht wiederkehren. Er war "wie ein Missionar ausgezogen, ein eifriger Bekehrer unwissender Heidenkinder, und nun hatten die ‚unwissenden‘ mich bekehrt und verwandelt. An Demut, an Tiefe, an Dienst hatte ich Unendliches gewonnen, und das enge und beschränkte Leben hatte sich plötzlich auf einen Berg gehoben, von dem ich Länder gesehen hatte, die mir fremd und wie Träume gewesen waren. Ich hatte gespottet und verehrte nun. Ich war Gedankenloser gewesen und dachte nun. Ich hatte Geld verdienen wollen und Liebe gewonnen. Ich war verwandelt worden, herausgenommen aus einem törichtem Knabenhochmut, und statt der Spiele des Geistes hatte ich ein tätiges, rechtschaffenes, nach innen gewendetes Leben erfahren. Ja, ich hatte zum ersten Male vielleicht ein Jahr des Daseins ‚erfahren‘, und mein Herz war von einem Dank erfüllt, den es niemals vergessen hat." Und den Wiechert am reinsten und vollkommensten in seinem letzten Buch: "Missa sine nomine" abgestattet hat ...

Der Unfall des Vater erzwang die Amputation eines Beines. Damit war seine Försterlaufbahn zu Ende. Ernst Wiechert ließ sich ein drittes Semester von der Universität beurlauben und versah im Forsthaus allen Hilfsdienst, der ihm möglich war, indes der Vater sich langsam dazu hindurchrang, sein Schicksal in Sanftmut und Güte zu verwandeln, indes die Mutter weinte. Die Eltern aber warteten auf ihn, daß er sich wieder an sein Studium begab und nicht an die Heimat, an die Wälder, an seine Verse, an das freie Leben in der Natur verlor. Ernst Wiechert rang sich aus der Gefährdung seines

Daseins los und kehrte mit dem Wissen, daß die Wissenschaft nicht seinen Durst stillen könnte, in den ersten Novembertagen an die Universität zurück, wo er sich kopfüber in die Arbeit stürzte, denn er hatte ja fünf Semester "vertan" und wußte, was die Heimat, die Eltern von ihm erwarteten. Er lebte wie ein Mönch, sich nur an einige Lehrer besonderer Art anschließend und ganz seiner Arbeit hörig. Nur das Theater, die Musik und die Kunstausstellungen gaben ihm die seelischen Erholungen und Erhöhungen, die sein Inneres verlangte. Während seines letzten Studienjahres bekam er einen Freiplatz im Rhesianum, einer Stiftung für bedürftige Studenten, und konnte hier in sorgenfreier Stille die letzten Weisheiten sammeln, die die Universität zu vergeben hatte, ehe er für ein Jahr nach Hause ging, um sein Staatsexamen vorzubereiten. Die Heimat war jetzt das kleine Dorf am Rande des Waldes. Die Eltern - der Vater pensioniert - lebten nun zur Miete in einem kleinen Haus, und Ernst Wiechert richtete sich hier in einer kleinen Dachkammer ein, vierzehn Stunden täglich, "die schreckliche Tagelöhnerarbeit des Gedächtnisses" trennend und nur samstags nachmittags und sonntags sich in der geliebten Wald- und Seenwelt erholend. Damals verlobte sich der junge Dichter auch mit einer der Töchter aus einer der Förstereien des Heimatwaldes. Es war ein Anfang, der nie der Schmerzen ledig wurde und der auch mit Schmerzen endete, der Anfang und Weg seiner ersten Ehe ... Im März 1911 bestand er in Königsberg sein Staatsexamen für das höhere Lehramt, wie es damals hieß: vierundzwanzig Jahre alt. Und noch war kein Werk geschaffen, noch war er nur einsam ...

Ernst Wiechert wurde nun für ein Ausbildungsjahr, dem sogenannten Seminarjahr, dem Königlichen Friedrichskollegium in Königsberg zugeteilt, ehe er "wissenschaftlicher Hilfslehrer" an der Burgschule mit 21 Stunden in der Woche bis zur Obersekunda hinauf wurde. Die Eltern waren nach dem Ostseebad Cranz gezogen, vor allem wollte die Mutter, die immer tiefer in ihre Melancholie versank, dem geliebten Sohne näher sein. Und dieser ging seinen Weg. Es war nicht der Weg des Bürgertums, das damals ganz von sich selbst überzeugt war und erstarrt in seinen Vorurteilen und versteinerten Formen lebte. Ernst Wiechert lockte wider den Stachel und litt unter dem "Allesbesserwissen" seiner Kollegen und der Bürger. Er war aber nicht ohne Glück und ohne das Glück seines Berufes, denn er war ein begnadeter, ein geborener Lehrer, den seine Schüler liebten und anbeteten.

Damals wollte er, nachdem er die erste kleine Sicherheit erreicht hatte, heiraten und in einem engeren Heim eine Mauer um sein Leben bauen, um in ihrem Schutz nun die Früchte seines Dichtertums reifen zu lassen. Da brach der Tod in seine werdende Sammlung ein: die Mutter hatte in einem schweren Melancholieanfall Gift genommen und starb still und ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben, im Beisein ihres Mannes und der Söhne ... Wiechert trug ihr schweres Erbe, die Melancholie, weiter ... Im Sommer darauf hatte er eine stille Hochzeit. Zu keiner segensvollen Ehe, denn die innere Übereinstimmung wollte sich niemals finden. Der Dichter gehörte ja ganz seinem werdenden Werk, und die Frau lebte zu sehr im Herkömmlichen ... Dieses "Mißlingen des Lebens, das zwischen den Polen Zerreibende, das nicht Gelöste und an keine Lösung Glaubende" floß in fast alle seine Bücher der nächsten fünfzehn Jahre hinein. Der Lebensfehler dieser ersten Ehe führte zu der Grellheit und Gewaltsamkeit, Harmonielosigkeit und Überladenheit in vielen seiner ersten Bücher. So auch in seinem ersten Buche: dem Roman "Die Flucht", der 1913/14 entstand, und den Wiechert selbst "ein egoistisches, ein egozentrisches Buch" genannt und das ihm auch keine Erlösung gebracht hat.

"Die Flucht" ist ein typisches Erstlingswerk, noch ganz in Subjektivität befangen. Das Buch lebte noch ganz von dem Gegensatz des Paradieses in der Natur und der Zivilisation einer heuchlerischen Kultur. Das Schicksal eines Oberlehrers - eine Art Selbstporträt - wird erzählt. Die Welt der Zivilisation, der Schule, des gesellschaftlichen Lebens ist, wie Hans Ebeling mit Recht sagt, bis zur Karikatur verzerrt und wird schroff abgelehnt. Der Held des Romans flieht sie, gibt sein Lehramt auf und wird Bauer in der Wälderheimat, findet aber auch hier sich nicht, sondern bricht im Erleben einer doppelten himmlischen und allzuirdischen Liebe zusammen und flieht in den Freitod. Es ist eine Absage an die wilhelminische Welt und Gesellschaft, die nun, ehe der Dichter zur Besinnung kommen konnte, zum Weltkrieg aufbrach und den Dichter als freiwilligen Soldaten an die Front riß, da er überzeugt war, daß er Vaterland und Heimat zu retten habe.

Ernst Wiechert hat den ersten Weltkrieg von Anfang bis zum bitteren Ende als Infanterist, zuletzt als Offizier, mit zweimaliger Verwundung mitgemacht. Das Fronterlebnis wurde das dritte bestimmende Kraftfeld seiner

inneren Entwicklung und bewies ihm, daß die Zivilisation, die abendländische Kultur, an ihrem Ende angekommen wäre. Nach dem verfehlten Anfang beim Dragonerregiment mußte er aussetzen, da sein Körper das Reiten nicht vertrug. Nach einer Pause wurde er im Frühjahr 1915 wieder einberufen, nun zur Infanterie. Im späteren Kriegsbuch: "Jedermann" hat der Dichter sein Erleben aus diesen Jahren festgehalten und seine innere Wandlung kundgetan. Als Unteroffizier des vierten Grenadierregiments kam er hinaus, an die russische Front bei Swenzjany, wo Weihnachten verlebte wurde. Der Widerwille gegen den Krieg wuchs langsam in ihm. Im Mai wurde er zu einem Offizierkursus ins Warthelager kommandiert und wurde nun zwar Offizier, aber nicht Soldat, nach neuen Barackenwochen auf dem Truppenübungsplatz Arys in die Abwehrschlacht von Smorgon-Krewo geworfen, wo er das erste Trommelfeuer und die ersten Toten des Krieges erlebte. Er ging einen langen, grauen Weg der Desillusionierung, den Weg der inneren Wahrheit, der ihn in einen neuen Zwiespalt warf und den er später in den beiden Büchern: "Der Wald" und "Der Totenwolf" abzureagieren suchte. Der Zwiespalt zwischen seinem wahren menschlichen Wesen und dem Soldatischen, das von ihm verlangt wurde, der Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung. In der Gegend von Tarnopol wurde Wiechert Verbindungsoffizier bei einem österreichischen Nachbarregiment und verlebte hier einen schönen Sommer mit den immer fröhlichen Kameraden aus der österreichischen Welt, in der er sein zweites Buch - "Die blauen Schwingen" -, ein Buch der Sehnsucht, zu schreiben begann. Hier floh er in die Welt der Kunst, in eine romantisierte altdeutsche Vergangenheit, erste eigene Töne findend, aber immer noch resignierend. Als er es beendete, hatte er schon das erschütternde Erlebnis der Geburt seines Sohnes, der starb, ehe er ihn gesehen hatte, hinter sich - im November 1917 - und lebte er schon in der furchtbaren Todesmühle der Westfront, im Raum von Verdun, dann in der Gegend von Reims. Hier bei dem Kampf um das Dorf Sarcy wurde Wiechert durch Granatsplitter an der linken Schläfe verwundet. Im Lazarett begegnete er dem Arzt, der in verwandelter Form in seine "Jerominkinder" eingegangen ist. Charleville brachte ihm die Abneigung gegen das Etappenleben. Er war froh, als er wieder bei seinem Regiment war, im Wirbel der letzten Kriegsmonate, die ihn bald in die Champagne, bald nach Flandern, bald in den St.-Pierre-Vaast-Wald, bald nach Epehy warfen. Er vergißt im zusammenbrechenden Soldatentum niemals, was er sei-

nen Achselstücken schuldig ist und daß er seinem Vater einmal Rechenschaft wird ablegen müssen. Der Zusammenbruch trifft ihn auf einem Kommando, Urlaubszüge aus Ostpreußen nach Lüttich zu bringen. Am 6. November ist er in Lüttich ... Die Auflösung ist da. Das Ende ist da. Die Revolution begegnet ihm mit aller Unreinheit. Er muß sie ablehnen, wie er die neue Staatsform ablehnen muß, wodurch seine nächsten Jahre und Bücher bestimmt wurden. Nicht der Besitz und das Habenwollen konnten ihm als Ziel aller schmerzlichen Verwandlungen gelten, nicht der böse Geist aller Massen, sondern allein der Mensch. Er kehrte in seine Heimat zurück, auch hier ein Fremder, denn die Heimat dachte in Besitz und Verlust, in Haben und Nichtmehrhaben, hielt sich an das Feste und Materielle. Er aber war aus dem Weglosen und Schwankenden zurückgekommen und blieb nun darin. Seine Ehe hatte im Krieg einen Sprung erhalten und überwand ihn nie mehr. Der Sinn seines Daseins konnte nur noch das werdende Werk sein, auch wenn er es in einem Nebel sah.

Alle Anknüpfungsversuche, die der Heimgekehrte in der wirklichen Welt mit Besuchen von Schriftstellerversammlungen, von Theatern, Kunstausstellungen machte, mißlangen. Er hatte zwar ein Heim und seine Bücher, aber er war nirgends zu Hause. Der Krieg, den er haßte, hatte ihn aufgerissen. Der Friede, der ihn umgab, konnte auch nicht seine Liebe wecken. Er war wie ein vom Kriegspflug aufgebrochener Acker. Er brauchte Jahre, um den Sinn des Krieges in sein Leben einzufügen.

In diesen schwankenden Jahren schrieb er die nächsten Werke, die Romane "Der Wald" und "Der Totenwolf" und "Der Knecht Gottes Andreas Nyland", "Die Legende vom letzten Wald", die 1922, 1924, 1925, 1926 erschienen und seinen Namen zum ersten Male bekanntmachten, während er zugleich sein Amt als Lehrer und Erzieher am Hufengymnasium in Königsberg erfolgreich als ein geliebter Führer der jungen Mannschaft im "Neuen Bund" ausübte, berühmte Reden zum Gedächtnis der Gefallenen, zur Beethovenfeier, zur Entlassung der Abiturienten hielt und dem Durchschnitt oft unbequem war. Wiechert war in diesen Jahren nach seiner vorkriegerischen Schopenhauerperiode nun unter Nietzsches Einfluß gekommen, und Nietzsche war es, der die ganze Dämonie seines Wesens weckte. Sie brach nun in den neuen Werken mit aller Leidenschaft hervor:

im "Wald" stehen die alten Götter der jungfräulichen Erde wieder auf, im "Totenwolf" erheben sich die Kräfte von "Blut und Boden" in schauerlicher Vorausschau. Der Paroxysmus der Tat feierte hier wieder eine Auferstehung und trieb Wiechert damals in ein Lager, das Lager der Ernst Jünger und Schauwecker, der nicht der natürliche Kreis seines Lebens war. Das Germanische bäumte sich in ihm in konservativer Revolution noch einmal auf. Ein Fieberkranker schrieb sich hier seine Fieberträume vom Herzen und unterwarf die Welt einem Prinzip, mochte es auch das Prinzip des Bösen sein. Folgerichtig enden denn die Helden dieser Bücher auch in der Niederlage, in der Vernichtung, wie im "Wald" oder im Tod, wie im "Totenwolf". Auch der "Knecht Gottes Andreas Nyland" kommt zu keiner Erlösung, sondern endet im Wesenlosen, wenn dies Buch auch zum Entscheidendsten seiner Entwicklung wurde. Denn hier packte Wiechert aus dem wilden Erlebnis des Krieges und aus dem tiefsten Ringen um die Heilandsbotschaft das Urproblem seines Lebens an: das religiöse Problem wie ein neuer und anderer Emanuel Quint. Er will aus gelebtem Christentum zu sich selber und zu einem erfüllten Miteinanderleben der Menschen kommen, scheitert aber noch in grausiger Selbsterkenntnis: "Ich bin nicht reif ... zu meinem Werke. Ich war noch nicht in der Wüste, im großen Schweigen." Er steht noch mitten zwischen Haß und Liebe. Wiechert hat diese ersten Bücher nach dem Weltkriege später abgelehnt und verurteilt, besonders den "Wald" und den "Totenwolf". Er bekannte, daß er in den "übersteigerten Bildern beider Bücher das zu projizieren versuchte, was ich nicht besaß. Keines meiner Bücher war so von innen heraus unwahr wie diese beiden. Keines so sehr Literatur wie sie". Leidenschaft hatte sich hier ausgetobt, eine Dämonie, die ausbluten mußte. Deswegen waren diese beiden Bücher für ihn notwendig. "Mit ihnen erst überwand ich den Krieg. Mit ihnen erst ließ ich einen dunklen Zeitabschnitt zurück, zog ich eine Grenze, die ich niemals mehr nach rückwärts überschritten habe. Mit ihnen erst wurde ich frei für die reine Menschlichkeit, die ich, als ein unendliches Ziel, nie mehr aus den Augen verloren habe."

"Der Knecht Gottes Andreas Nyland" war denn auch ein erster, zwar noch im Negativen endender Anfang auf dem neuen Wege, in dem es hier darum ging, neuen seelischen Boden unter die Füße zu bekommen. Er stieß nun an das Tor der seelischen Heimat vor, aus dem er mit elf Jahren vertrieben

worden war. Und darum wurde das nächste Buch seiner beginnenden Genesung notwendigerweise eine Heimkehr in die Kindheit, in das Reich, wo das edle und unedle Blut bestimmend sind. "Die kleine Passion" wurde 1928/29 zu dem ersten Buch, in dem der wirkliche Dichter Wiechert ans Licht trat und nun all die künstlerischen Erfahrungen in Sprache und Melodie, in Gestaltung und Formung nutzen konnte, die er bei den ersten Büchern gesammelt hatte. Jetzt war er soweit, daß er wußte, es gelte, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Er schrieb in einer zuerst als Trilogie angelegten Romanfolge mit der "Kleinen Passion" und mit dem unmittelbar sich daran anschließenden Kriegsbuch: "Jedermann", der Geschichte eines Namenlosen (1929/30), und den kurz zuvor und währenddem wie anschließend vollendeten Novellen, die in den beiden Bänden: "Der silberne Wagen" (1928) und "Die Flöte des Pan" (1930) zusammengefaßt wurden, mit dem "Kinderkreuzzug", "Dem Schmerzreichen", "Dem Wolf und seinem Bruder", "Der Flucht ins Ewige", "Der Geschichte eines Knaben", "Dem Hauptmann von Kapernaum", "Dem Schnitter im Mond", "Pan im Dorfe", "Dem Mann von vierzig Jahren", "Demetrius", "Dem Fenster der Andromeda", "Der Häßlichen", "Der Fahrt um die Liebe", "Niels, dem Schlangentöter", sich in seine eigene Welt und in seine eigene Ausdrucksweise hinein. Er wurde mit diesen Büchern endgültig die schwere Vergangenheit los und nun vollkommen Herr seines seelischen Lebens und seines geistigen Schicksals. Furchtlos und gesund.

Dabei wirkten im gewissen Grade auch die Erfolge mit, die er mit seinen Werken seit dem "Knecht Gottes Andreas Nyland" fand, der beim Romanpreis des Hamburger Fremdenblattes angekauft wurde. Die großen Zeitschriften wie die Süddeutschen Monatshefte, wie Westermanns und Velhagen und Klasings Monatshefte begannen ihn abzdrukken, wie die Europäische Revue oder die Neue Linie einzelnen Novellen Preise zuzuerkennen. Sein Name wurde bekannt und anerkannt. Er ging in die Welt hinaus, verließ die Enge der Heimat, lernte Paris kennen, fuhr nach Avignon, begegnete auf seinen Reisen Holländern, Engländern, die die ganze Welt gesehen hatten, fuhr von Nizza über die Seealpen nach Genf und Lugano, nach Bellaggio, und weiter nach Mailand und Venedig und sah am Brenner zum ersten Male die Schwarzhemden, ehe er über München nach Prag und Dresden den Rückweg in die Heimat einschlug. Er ließ damals seine Augen

umhergehen und suchte nach Menschen, die nicht in Schablonen dachten. Und fand manche seltsame Kostgänger Gottes, in denen schon das kommende Unheil vorauswetterleuchtete. Eine Fahrt nach England auf einem kleinen Dreimastschoner einer Königsberger Reederei bescherte ihm damals die Motive für "Atli den Bestmann" (1931, als Buch 1938), ohne daß England ihm zu einem besonderen Erlebnis wurde.

Trotz dieses langsamen und sicheren Weltergreifens und der wachsenden Sicherheit im eigenen Schaffen, das nun seit der "Kleinen Passion" seinen organischen Weg ging, war er einsam, lag tiefes Leid über seinem Leben, erfüllte ihn unsagbare Schwermut, voller Ahnungen, daß die schwersten Stunden noch nicht gekommen, geschweige denn überwunden wären. Als nun das Schicksal während eines Brücknerkonzertes ihm in der Gestalt einer Frau entgegentrat, da faßte er den Mut, sein Leben zu ändern, das unter dem Druck seiner unglücklichen Ehe fast erstickte. Er nahm den Kampf um die Liebe auf sich und ein neues Jahr voller Schrecken, weil nicht die Liebe ihn freigab, sondern Forderungen erhoben wurden und die Öffentlichkeit gegen ihn in Bewegung gesetzt wurde. Wiechert sendet in diesen Kämpfen um seine Freiheit und Selbstbestimmung sein Entlassungsgesuch aus dem Schuldienst ab, verläßt seine Wohnung und zieht sich ganz in seine Arbeit zurück. Er erfährt nun, daß er nicht verlassen ist, und alle helfen ihm auf dem dornigen Wege des freien Schriftstellers, für den er ja längst seine Berufung bewiesen hatte. Seine Götter sind jetzt unzerstörbar mit ihm: die Treue gegen seine Innenwelt, das Tagwerk, die Güte, die Reinheit, und über allem die Liebe. Mitten in diesen einsamen Neuaufbau seines Lebens kommt die Nachricht, daß seine Frau aus dem Leben gegangen ist: "Ich knie vor dem Totenbett und sehe, daß alles Zerstörte wieder geglättet worden ist. Daß alles Finstere klar geworden ist, alles Entstellte zum schönen Ursprung zurückgeführt. Daß über das Friedlose der große Friede sich gebreitet hat, der des Todes und dessen, was hinter dem Tod sein mag." Der stille Blick aus den Augen des Vaters und die Hand der Frau, die alles mit ihm tragen wollte, den Tod und auch das schwerere Leben und hinter beider Augen das Werk, leiteten ihn nun in das neue Leben. Königsberg wurde aufgegeben und die Übersiedlung nach Berlin beschlossen. Der Ministerialdirektor Metzner, der Wiechert als Dichter und Pädagogen verehrte, trug ihm, der nicht mehr im Schuldienst

bleiben wollte, eine Stelle am Kaiserin-Augusta-Gymnasium in Charlottenburg an. Er trat sie an, denn die neue Ehe brauchte wirtschaftliche Grundlagen und das werdende neue Buch "Die Magd des Jürgen Dorskocil" brauchte Ruhe und Freiheit von jeder Beengung. Mit diesem Buch tat Wiechert den ersten großen entscheidenden Schritt, für ihn als Künstler wie als Menschen entscheidend, den Schritt vom Subjekt zum Objekt. Dies Buch, "in dem noch Dunkles genug war, aber die Helle stärker war als das Dunkle, kam aus den starken und doch demütigen Herzen der Handelnden". In dem Schicksal des einfachen Fährmanns Dorskocil, der in innerer und äußerer Treue nur seinem Innern folgt und die Liebe eines einfachen Frauenwesens aus dem Bann einer bösen Magie befreit und ihre Befreiung mit aller Schuld mitträgt, offenbart sich Wiechert zum ersten Male das einfache Leben, das er nun ohne allen Expressionismus, der noch in seinen ersten Büchern gegeistert, den er aber schon seit der "Kleinen Passion" völlig überwunden hatte, in einer einfachen, in seiner melodiosen, zaubervollen Sprache schrieb. Nicht die übliche Menschenordnung war hier das Sittengesetz, sondern allein das Herz bestimmte die Sittlichkeit, jene ewige und große Sittlichkeit, die allein über alle Schuld und alle Schmerzen hinwegträgt. Hier bewies Wiechert sich gesundet von allen Folgen der wilden Kriegs- und Revolutionsjahre, hier hatte er den ewigen Boden reinen Menschentums, reiner Menschlichkeit unter den Füßen, war er ganz frei und wahrheitsvoll geworden. Darum erhielt er für dies Buch auch mit Recht den ersten neugeschaffenen Volkspreis für Dichtung der Wilhelm-Raabe-Stiftung in Braunschweig, der auf den Schünemann-Preis folgte, der ihm für "Jedermann" verliehen wurde. Gerade bei diesem Buche wußte Wiechert aber, daß es trotz aller Objektivität der Gestaltung, die es gewonnen hatte, doch ganz aus seinem Herzblut geschrieben war, daß Raabes Wort: "Meine Bücher gewonnen, mein Leben verloren", auch für ihn zu Recht bestand. Denn das Gesetz seines Lebens war nun einmal die Stimme in seinem Inneren. Ihr mußte er gehorchen, ihr mußte er sein reales Leben unterordnen.

Er hatte nun den Menschen entdeckt und gestaltet, der naturhaft lebt und bleibt und dessen Menschentum, wie Hans Ebeling richtig sagt, "ganz Bruder ist dem zauberhaften unbewußten Sein von Tier und Pflanze, ohne all das schmerzhaft Hinaus der zivilisatorischen Wünsche und Spannungen". Er hatte zu dem "Ein und Alles" von Schöpfer und Geschöpftem, zu der Ein-

heit der Natur, zu dem Ganzen zurückgefunden, und nun war in ihm keine Gewaltsamkeit mehr, kein dämonisches Getriebensein und kein kategorischer Imperativ. Sondern die Stimme klang nun frei aus seinem Innern heraus, war ein Blühen und Singen, eine nimmer ruhende Offenbarung und ein immer bereites Zeugnis vom wahren, vom "erschütterten Leben". "Jedesmal, an dieser einen und einzigen Stelle" - wie er selbst als Geleit zu den Novellen im "Silbernen Wagen", die die Einfachheit des suchenden Lebens gestalten, sagte - "wird ein Leben erschüttert, wird ein Sicheres und unbedingt Seiendes aufgebrochen, zertrümmert, tritt das Große und Einmalige ein, das Sterben und die Wiedergeburt, der neue Mensch, der Durchbruch in die Gnade oder das Verströmen in den Tod." Er selbst hatte diese Wiedergeburt erlitten und trat als neuer Mensch vor die Öffentlichkeit. Wer Ohren hat zu hören, der hörte, und wer Augen hat zu lesen, der las. Es war schon sinnvoll, daß mit diesen Offenbarungen des neuen Menschen Wiechert in seinen neuen Büchern gegenüber den ersten Büchern, die ja nur Abrechnungen oder gar ein Zuendeführen der bitteren Vergangenheit bis zum Untergang, bis zum Nihilismus gewesen waren, das Aufhören der Gegenwart einsetzte, der Erfolg der neuen Bücher, denn sie waren die ersten, die das wirkliche menschliche Ergebnis, den Willen Gottes aus dem Erleben des ersten Weltkrieges laut werden ließen. Nicht als programmatische Theorie, sondern als gelebtes Leben und als ewige Natur, als Gott-Natur.

Wiechert selbst nannte die Jahre 1930 bis 1933, die er in Berlin-Grunewald verlebte und in denen er sich in die Welt der "Literatur", in die Zusammenarbeit mit Zeitungen und Zeitschriften, Rundfunk und Verlegern zurecht fand, "Lehrjahre", und sie waren trotzdem schon seine ersten Meisterjahre. Weil er damals schon "sehende Augen" hatte und unbestechlich aussprach, was ihm als Wahrheit offenbar geworden war. Es ging ihm jetzt um "die Bewahrung einer neuen Humanität" in Schule und Schrifttum. Er wurde bei diesen Kämpfen so sehr in die Verwilderung moralischer Haltung verstrickt, daß sein Schuldirektor, der schon dem Nationalsozialismus anhing, ihm die Lüge der Möglichkeit homosexueller Neigungen anhing. Wiechert lernte damals die Großstadt in der Gärung vor dem Kommenden und viele ernste und schwankende Menschen kennen, auch viele Schriftsteller an der Tafelrunde von Velhagen und Klasings Monatsheften oder im Eckart-Kreis,

auch in der Fichte-Gesellschaft, wo ihm Hans Grimm, Heinrich Lersch, August Winnig, Arnolt Bronnen, Paul Alverdes oder Britting, K. B. v. Mechow, Frank Thieß und auch Dwinger gegenübertraten. Er hatte die meisten gekannt, die damals gepriesen oder geschmäht wurden, von Walter von Molo bis Börries von Münchhausen, von Billinger bis Hanns Johst, von Hermann Stehr bis Binding, von Weinheber bis Ina Seidel. Bitterkeit war das Ergebnis der Erfahrungen, die er damals sammelte, eine Bitterkeit, die Wiechert erst spät überwunden hat. Er mußte erleben, "daß der Geist an sich, oder der Geist des Abendlandes, oder der des deutschen Volkes nicht ausgereicht hat, die sittliche Natur vor Schaden, ja vor Verderben zu bewahren". Das schreckliche Phänomen, das sich vor ihm auftat, war nur von zwei Ausgangspunkten zu deuten: "von dem Wesen der Kunst her und vom Wesen des Menschlichen." Er fand, daß nur die nachtwandlerische Sicherheit der Intuition, der verachteten "Innerlichkeit", den Dichter ausmacht und vom "Schriftsteller" trennt, der der Zeit verfällt. "Wer nicht mehr Gott oder dem Eros allein verpflichtet und verbunden ist, verliert den dunklen und doch so sicheren Boden des magischen Urgrundes und ist den Erscheinungen der Zeit auf eine verhängnisvolle Weise bereitwillig geöffnet." Die Schriftsteller "gingen in die Irre, weil das Bild der Kunst ihnen entstellte war, und sie gingen in die Irre, weil das Gesicht der Menschlichkeit ihnen erloschen war. Kunst ist ohne Menschliches nicht zu denken, Literatur kennt keine Gesetze der Menschlichkeit. Kunst lebt in der Existenz (wie Goethe sie meinte), Literatur im Effekt, und an Effekten war kein Mangel in dieser Zeit. Nicht jeder Abschnitt der Geschichte hat seine Dichtung gefunden, aber jeder hat noch seine Literatur gefunden". "Wie viele unter den deutschen Schriftstellern lebten damals noch im Sittlichen?" mußte Wiechert sich fragen und erhielt darauf eine traurige Antwort, die ihn nur noch mehr vereinsamte. Er lebte ja noch des Glaubens, daß "ein Mensch so zu sein habe wie seine Bücher oder jede andere Äußerung der Kunst". Er wurde bitter enttäuscht und erhielt die Bestätigung auf einem literarischen Abend bei der Kaiserin Hermine und auf einer Dichtertagung beim Erbprinzen Reuß auf Schloß Osterstein in Gera. Hier erkannte er, daß er sich auf einen gefährlichen Boden begeben hatte, wenn er geglaubt hatte, er könnte die Welt der Literatur in sein Leben einbeziehen. Er mußte einsehen, daß er der Einsamkeit nicht untreu werden durfte und sein Werk sein Schicksal war.

Er faßte darum, nachdem er endlich hatte wieder heiraten können - die Scheidung seiner Frau aus ihrer ersten Ehe war kurz vor Weihnachten 1932 erfolgt -, den Entschluß, still aus Amt und Schule zu scheiden, denn der Erfolg seiner Bücher, vor allem der "Magd des Jürgen Dorskocil", gab seiner Schriftstellerexistenz nun die wirtschaftliche Sicherheit, die er für sein Schaffen brauchte. Er schrieb damals das "Spiel vom deutschen Bettelmann", das ein klares Bekenntnis zu Gott und seinem Sohn ist. Und der Plan zu dem Roman: "Die Majorin" tauchte auf. Zweiundzwanzig Jahre Lehrtum schloß er nun ab, in dem Bewußtsein, daß er in ihnen immer von der Liebe zum Menschen und vor allem zum werdenden Menschen erfüllt und oft besessen gewesen war. Selbst immer ein Werdender, aber immer mit voller Hingabe seines Herzens. Und mit der Aufgabe seines Amtes hörte auch die Notwendigkeit für ihn auf, weiter in Berlin zu leben, das ihm den Blick in "die Welt" gegeben hatte und ihm nun nichts weiter mehr bedeuten konnte. Er siedelte darum nun wieder in die Natur über, nach Oberbayern, das ihm auf Ferienreisen lieb geworden war, in das "Schlößchen mit einem seltsamen Stil" zu Ambach am Starnberger See, wo ja schon seit Jahren Waldemar Bonseis sein schlichtes Haus hatte. Ein viele Morgen großer Park, mit alten Fichten und Buchen, umstand das neue Heim: "alles war abseits von Welt und Lärm und vielleicht ,der Winkel, wo ich mich still zu Tode dichten könnte!."

Aber die Stille und das Glück waren ihm nicht beschieden. Denn um ihn brauste die Zeit, die in ihre neue letzte Dämonie sich stürzte. Und Ernst Wiechert wußte doch nur zu sehr, daß der Weg der Zeit, der "Machtergreifung", nur ein Weg des Unheils sein konnte. Er konnte gegenüber dem haßverzerrten Gesicht dieser sogenannten Weltanschauung nicht schweigen. Er mußte seine warnende Stimme erheben und hielt an der Münchener Universität seine erste Rede über den "Dichter und die Jugend". Sie war schon unvereinbar mit dem "neuen Geist". Aber noch hielt "man" sich zurück. Vielleicht hoffte "man" doch, daß Wiechert, der seine Heimat so liebte, "Blut- und Boden-Bücher" schreiben würde. Aber er konnte das ja nicht, denn auf seinem Boden wuchs ja nur die Liebe und nicht der Haß oder die germanischen Götterkenel. Er liebte auch seine jüdischen Freunde und ließ nicht von dem, was er liebte. Er war tapfer und treu.

Drei Erntejahre lagen noch vor Ernst Wiechert. Ernste Jahre, in denen es wohl mit den vielen Gästen in Ambach auch fröhliche Stunden gab. Aber über ihnen lag immer der Schatten des unheimlichen Vorauswissens, daß das Grausen heraufzog. Wiechert konnte nur für die Erniedrigten und Beleidigten eintreten. Da war sein eigenes Schicksal unwichtig. Es ging ihm nur ums Werk, um das Zeugnisablegen für den reinen Geist, für die Liebe. Für das ewige Sittengesetz. Und dieses Zeugnis offenbarte sich nun in dem neuen Roman: "Die Majorin" (1934), der sofort wieder ein großer Erfolg wurde und in Übersetzungen in mehr als zehn Sprachen in die ganze Welt hinausdrang. Hier wurde das Abu-Telfan-Motiv Wilhelm Raabes auf Wiecherts Art noch einmal gestaltet: die seelische Rettung eines aus langer Gefangenschaft heimkehrenden Mannes durch die Herzensgüte einer großen und reinen Frau. Offenbarte sich in den Kriegsnovellen: "Der Todeskandidat", "La Ferme Morte", "Der Vater" (1934), in der einzigartigen und nur Wiechert möglichen "Hirtennovelle" (1934), diesem Kleinod deutscher Dichtung, in dem Schauspiel "Der verlorene Sohn" (1934), das die Größe des Heldentums der opfernden Mütter verherrlicht und in Gera mit großer Wirkung uraufgeführt wurde, und in den Spielen wie das "Große Totenspiel", das "Weihnachtsspiel", die "Goldene Stadt". Das Jahr 1936 brachte dann mit den beiden Büchern, dem ersten autobiographischen Erinnerungswerk: "Wälder und Menschen", das seine Kindheit bis zur Reifeprüfung, also die Jahre 1887 bis 1905, in wunderbarer Ergriffenheit erzählte, und mit der zweiten Novellensammlung: "Das heilige Jahr", in der die Novellen: "Regina Amstetten", "Veronika", "Der einfache Tod", "Die Pfingsten des Musketiers Wiedegang", "Die Magd" vereint waren, zwei abschließende Bücher, durch die die hohe Reife seiner sittlichen Verpflichtung jedermann nahetrat. Wiechert war auf der Höhe seines Anstiegs angelangt und ragte mit seinem Werk und seiner Persönlichkeit hoch und einsam aus der Zeit heraus.

Die Zeit stand aber gegen ihn, und nur die Menschen, die über alle Zeit hinaus immer das Ewige zu sehen vermögen oder das Ewige ersehnen, riefen nach ihm, scharten sich um ihn und sein Werk. Die Münchener Studenten forderten ihn ein Jahr nach dem schaudernd miterlebten 30. Juni 1934 auf, in einer Reihe von Vorlesungen zu ihnen zu sprechen. Als Wiechert in die mehr als tausend Gesichter sah, die im Auditorium der Universität zu ihm

aufschauen, da wußte er, daß er die richtige Entscheidung gefällt hatte, wenn er sich entschlossen hatte, zu ihnen zu sprechen. Die mitstenografierte Rede wurde dann, ohne gedruckt zu werden, in Hunderten und Tausenden von Abschriften über die Grenzen in alle Welt verbreitet und legte dort Zeugnis von dem sittlich-seelischen Widerstand ab, der sich gegen das Regime erhob. Von dieser Rede an nahm die herrschende Macht, die immer schon voller Mißtrauen gegen Wiechert gewesen war, mit Presse, Rundfunk, Geheimer Staatspolizei, Reichsschrifttumskammer Stellung gegen ihn. Drei Jahre lagen noch vor ihm, in denen er sich einbilden konnte, er wäre frei. Denn noch behielt er seinen Paß und konnte reisen, lesen und arbeiten, wie er wollte. Damals fuhr er wieder in die Heimat und nahm noch einmal das ganze Sein seines Vaters im heimatlichen Dorf in sich auf, besuchte auf vielen Vortragsreisen und in unbeschwerten Fahrten Deutschland und große Teile des Auslands, sah die fromme Elisabeth von Thadden, die nach dem 20. Juli 1944 einen so schweren Tod haben sollte, saß an einem kalten, sonnigen Wintertage Selma Lagerlöf gegenüber und fuhr immer wieder in die Schweiz, wo Max Picard ihm Freund wurde, wo er Wilhelm Hausenstein und Hermann Hesse kennenlernte, wo sich die Welt vor ihm aufschloß, das Innerste, ihre Geheimnisse, und er den kosmischen Kreis übersehen lernte. In diesen Jahren sammelte Wiechert, wovon er nachher zehn Jahre leben mußte: Menschen und Schicksale, Bilder der Welt und Bilder des Menschengesichts, Tapferkeit und Geduld und vor allem Liebe, wie er selbst bekannte. Und dazu die große, unzerstörbare Hoffnung, daß den Guten dieser Erde doch einmal der Sieg geschenkt werden würde.

Aber bis dahin lag noch ein Leidensweg vor ihm. Dunkle Jahre wuchsen herauf. Im Verlag meldeten sie sich an. Seine Werke waren unerwünscht. Er hatte ja soeben die Novelle: "Der weiße Büffel oder von der großen Gerechtigkeit" (1937) geschrieben, die in legendärer Gestalt voll wundervoller dichterischer Kraft die Vergötzung des Staates, den staatlichen Totalitätsanspruch ablehnt und die Hoheit der ewigen Gerechtigkeit so gestaltet, daß jede Menschengeneration, die auf sich hält, diese Dichtung zu jeder Zeit in Millionen von Exemplaren unter den Menschen, der Jugend insbesondere, lebendig erhalten müßte. Die Vorlesungen dieser Novelle werden nun im Winter 1937 auf 1938 durch Beauftragte der Reichskulturkammer

gewaltsam gestört. Als Wiechert in einem Schreiben an die zuständigen Parteistellen im Frühjahr 1938 für den erneut ins Konzentrationslager verschleppten Pfarrer Niemöller mit Hinweis auf das von Hitler selbst zitierte Wort: "Recht muß Recht sein, auch für Deutsche!" eintritt, folgen Haussuchung im Hof Gagert bei Wolfratshausen, den er seit kurzer Zeit bewohnte, und am 6. Mai 1938 seine Verhaftung und Einkerkерung "wegen betont staatsfeindlicher Gesinnung und Erregung öffentlicher Unruhe gegen Partei und Staat". Zwei Monate Untersuchungshaft im Münchener Gestapogefängnis, während seine Akten in Berlin bearbeitet werden. Dann das "Urteil": Überweisung in das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg auf unbestimmte Zeit und nun in Gemeinschaftstransport ins Lager Buchenwald bei Weimar. Wiechert hat uns später sein entsetzliches Erleben im Vernichtungslager Buchenwald in dem Buch "Totenwald" (1945/46) geschildert: nicht um seines eigenen Leides willen, sondern um des Leides und der Leiden des entwürdigten Volkes willen. "Den Toten zum Gedächtnis, den Lebenden zur Schande, den Kommenden zur Mahnung" hat er diesen grausigen Bericht aus einer ,grausigen Zeit und Schuld des Volkes, dem er angehörte, geschrieben. Am 30. August wurde er unerwartet, wohl wegen des Aufsehens, das seine Verhaftung gemacht hatte, freigelassen und Dr. Goebbels vorgeführt, der ihm wörtlich erklärte: "Wir wissen, daß Ihr Einfluß auf die Jugend groß und gefährlich ist. Sollten Sie noch ein einziges Wort gegen unseren Staat sprechen oder schreiben, so werden Sie noch einmal ins Lager kommen, und zwar auf Lebenszeit und mit dem Ziel Ihrer physischen Vernichtung." Die Gestapoaufsicht blieb, Druck- und Auslandsreiseverbot wurde erlassen, sein gesamtes Werk kam auf die Liste der "Unerwünschten Literatur".

Wiechert, von dem nun so mancher schwache Freund und Bekannte sich zurückzog, indes er von vielen anderen Seiten Zeichen der Liebe und Sorge erhielt, verarbeitete als reiner Dichter dies aufwühlende Erlebnis mit der erneuten Frage nach dem Sinn des Daseins, der Gerechtigkeit Gottes, der inneren Wahrheit seiner eigenen Weltbetrachtung. Der Roman: "Das einfache Leben", der durch ein "Versehen" der Dienststelle Rosenberg kurz vor Ausbruch des Krieges 1939 erschien, war seine Antwort und dazu der erste Band der "Jeromin-Kinder", der aber erst 1945 erscheinen konnte. "Das einfache Leben" war in seinen ersten Umrissen "vielleicht schon in den schlaf-

losen Lagernächten entstanden, als die einzige Rettung, die es gab". "Es war ‚mein‘ Buch, das einzige meiner Bücher vielleicht, das ganz mein war." Hier verströmte er an Liebe, was er nur an Liebe besaß, nicht nur um sich, sondern auch das Bild seines Volkes zu retten. Und das Volk verstand das Buch, den Herzschlag dieses Buches, trotz aller feindlichen Zeitkritik, die ihm zuteil wurde. Es wurde ein Buch der Tröstung der Menschenherzen und wird es immer sein. Seinen Inhalt braucht man nicht zu erzählen, denn dies Buch ist Eigentum des deutschen Volkes geworden und zeugt immer neu für die wahre Seele, für das wahre Wesen des deutschen Volkes ...

Wiechert mußte damals auf Befehl an der Weimarer Schriftstellertagung teilnehmen, an die er sein Leben lang nur mit Grauen zurückdenken konnte, und sah dann noch einmal in Berlin die Aufführung des "Verlorenen Sohns" im Deutschen Theater von Heinz Hilpert. Dann sank siebenjähriges Schweigen um ihn. Er lebte still und zurückgezogen auf seinem Hof Gagert im Isartal, vom Bombenkrieg verschont, aber unsäglich leidend um Deutschland. Den Pflug legte er nicht aus der Hand: Werk um Werk wuchs ihm zu, und er vergrub alle Manuskripte vor den Verfolgern im Garten. "Der Totenwald" entstand, die Spiele: "Totenmesse", "Die Unsterblichen" und "Der armen Kinder Weihnachten", die erst 1945 und 1946 hervortraten. Dazu zwei Bände "Märchen", die von 1946/47 an nach den Jahren tiefster innerer Zerstörung des deutschen Volkes wieder neuen Grund in den Seelen der Kinder, des zukünftigen Geschlechtes, legen, der "Ärmsten aller Völker". Viele Gedichte entstanden in dieser Zeit; wir kennen sie noch nicht. Die "Märchen" aber lassen die Kinder aus echter Märchenatmosphäre heraus wieder an Güte, Wahrheit und Gerechtigkeit glauben, an die Furchtlosigkeit, die Wahrheitsliebe und die Hilfsbereitschaft. "Das Wärmste auf dieser Erde ist das Mutterherz" ist ihr Grundmotiv. Sie gehören zum unvergänglichen Schatz der großen deutschen Dichtung, der reinen menschlichen Seelenoffenbarung.

Als der Krieg vorbei war, nahmen die Amerikaner sich seiner mit wahrer Menschenfreundlichkeit an. Er konnte nun wieder frei wirken. Er veröffentlichte den "Totenwald", den ersten Band der "Jeromin-Kinder" und hielt am 11. November 1945 im Münchener Schauspielhaus eine viel beachtete und diskutierte "Rede an die deutsche Jugend", in der er zur inneren Umkehr

aufrief, wie es nach seinem ganzen Werke gar nicht anders möglich war. Zugleich griff er, tapfer, wie er immer gewesen war, in das Geschehen der Tage ein und setzte sich auch Mißverstehen und Irrtümern aus, die ihm viele falsche Beschuldigungen eintrug. Er opferte sich noch einmal dem Ringen der Gegenwart, bis er einsehen mußte, daß seine Kraft jetzt nur noch seinem Werke zu gehören hatte, dem zweiten Bande der "Jeromin-Kinder", der 1946 entstand und 1947 erschien. Hier ging er noch einmal in seine verlorene Heimat Ostpreußen zurück. Der junge Held, dessen Ahn ein Seher, dessen Vater ein versonnener edelschlichter Mensch ist, dessen Mutter Herrscherträumen nachhängt, wird früh in die Welt geworfen, in Krieg und Krankheit und lebt sein tätiges Leben - ein Heimkehrer vom Mondgebirge - wie Raabes Hungerpastor als stiller, Gutes tuender Landarzt unter seinem Volke. Den dritten Band der "Jeromin-Kinder" schrieb die grausige Geschichte des Jahres 1945/46. Wiechert konnte sie nur schweigend miterleben ... Einfache Größe ist das Wesen dieses Romans ...

Auf ihn folgte dann nur noch außer den Novellen "Die Mutter", "Joneleit", "Der Richter" und "Der brennende Dornbusch", der ernsthaften Komödie "Okay oder die Unsterblichen", die 1946 in Bern und St. Gallen uraufgeführt wurde, nach der Denkschrift: "Der reiche Mann und der arme Lazarus", die nur in Abschriften verbreitet wurde und der Besatzungsmacht den Spiegel vorhielt, aber von den Deutschen vielfach mißverstanden wurde, so daß Wiechert sich nun aus dem öffentlichen Leben wieder zurückzog, nachdem er mit der Erwiderung "Vom Wolf und vom Lamm" klare Stellung bezogen hatte, der zweite große autobiographische Band: "Jahre und Zeiten", der 1949 in der Schweiz erschien und sein Leben von 1905, dem Beginn seines Studiums, bis zu seinem Verlassen Deutschlands und seiner Übersiedlung in die brüderliche Schweiz auf den Rütihof am Züricher See mit aller Aufrichtigkeit und Demut erzählte. Ein Bekenntnis der wundervollsten Humanitas! Des Glaubens an die Macht der Liebe ...

Auf der Höhe zwischen Stäfa und Uerikon an der Goethebank war Ernst Wiechert nach dem Besuch des Pen-Klub-Kongresses in Zürich zum Erlebnis geworden, daß in dieser Landschaft, die nach Albert Schweitzer die schönste auf dieser Erde ist, ihm die Heimat seiner Seele nahe war, die ihm allein den Frieden, die Freiheit und die innere Sicherheit zu geben ver-

mochte, um noch die letzten Schaffensjahre seines sich dem Abend zuneigenden Daseins fruchtbar vollbringen zu können. "Es gab nun keine Ferne mehr für mich. Es war mir, als sei ich hier zu Hause, wie ich als Kind zu Hause gewesen war." "Es war mir, als sei ich wieder fromm geworden, wie ich es als Kind gewesen war. Es waren nicht mehr ‚Adlers Fittiche‘, die mich trugen, aber es war mir, als breiteten eines Engels Flügel sich still und silbern um dieses Stück Erde. Und als hätte Gott mir alles vergeben, was ich an Leidenschaft und schmerzlicher Liebe gegen ihn gesprochen und gefehlt hatte." Voll Ehrfurcht müssen wir diesen Abschied des Dichters aus Deutschland verstehen, denn er war es, der ihm, wie in ungewußter Vorahnung seines frühen Todes es noch einmal gestattete, uns das reinste und vollste Ergebnis seines Lebens, seiner Seele hehrste Schönheit und Fülle zu schenken: in seinem letzten Roman: "Missa sine nomine". Als er die letzten Seiten dieses Werkes, das in der ganzen Weltliteratur nicht seinesgleichen hat, niedergeschrieben hatte, ging er hin und ließ sich, der er schon lange ein Leidender war, an einem Tumor am Rückgrat operieren, war nach der Operation sofort an beiden Beinen gelähmt und ging nach schweren Leidensmonaten am 24. August 1950 aus "dem letzten Haus in seinem Leben" ins ewige Leben ...

"Missa sine nomine" - die "namenlose Messe" - heißt sein Vermächtnis. Und ein Vermächtnis ist diese seine letzte Dichtung wahrhaft. Hier wachsen noch einmal alle Grundmotive seines Schaffens zu einer großartigen Symphonie zusammen. Sein Weltbild erhält hier die letzte, endgültige Gestalt. Der Sinn unserer Zeit, aller Zeiten, wird hier offenbar: die Ewigkeit allein bestimmt ihn. Im Bilde des Lebensabends dreier Brüder aus edlem, adligem Geschlecht seiner ostpreußischen Heimat wird das menschliche Dasein und seine ewige Aufgabe gedeutet: der Landwirt ist der Bebauer des Ackers wie zu allen Zeiten und für alle Menschen, der Krieger wird zum Wahrer und Hüter des Friedens, der Geistige aber ist der über allen Erdenstreit Weise, der weiß, daß allein in Liebe dienen der Sinn des Menschendaseins ist ...

Das körperliche Herz des Dichters ist still geworden. Seiner Seele Herz aber schlägt ewig in seiner Dichtung. Mögen die Deutschen, möge die Menschheit immer auf dieses Herzens reinen Schlag hören.

Hanns Martin Elster